

Was mache ich bloß, wenn ich flüssig bin?

Über die Liquidierung des »Altmenschen«

Meine Damen, meine Herren,

Im Titel meines Vortrags sind, wie kaum zu überhören ist, eine Reihe von sinistren Behauptungen versteckt. Da steckt, vor allem, dieses merkwürdige Wort des »Altmenschen«, das nicht von mir, sondern von Peter Sloterdijk stammt. Ich weiß nicht recht, welche skandalträchtigen Hintergedanken Herr Sloterdijk bei der Prägung dieses Wortes verfolgte - aber unzweifelhaft schwingt hier ein beherzter Antihumanismus mit. Eine publikumswirksame Mischung aus Lustangst, Gedanken-Schlüpfriegkeit und präzise eingesetztem Theaterdonner, also genau die Mischung, aus der sich ein Skandal fabrizieren läßt.

Nun möchte ich meine eigenen Gedanken ungern im Windschatten eines anderen vortragen; wenn ich von der Liquidierung des Altmenschen spreche, so meint dieser Verweis nicht bloß ein Schwammig-Werden der Strukturen, sondern ich habe da eine präzise historische Quelle im Blick, jene Wirkkraft, die (die Liebe ausgenommen) den stärksten Klebstoff des Gesellschaftlichen darstellt: das Geld. Das verheißt: ich bewege mich nicht im Feld einer abstrakten Moral, sondern im Feld der Notwendigkeit. Und weil es hier nicht um das Wünschbare geht, sondern um das, was geschieht, würde ich - das möchte ich gleich im vorhinein und prophylaktisch kundtun - gründlich mißverstanden, wenn man mich unter einer rein moralischen Fragestellung betrachten würde.

Nun: die Reihe, in der ich hier spreche, heißt expectations. Und fast ein bißchen besorgt hat mich der Veranstalter gefragt, ob mein Beitrag tatsächlich zukunftssträchtig sei. Ganz offengestanden weiß ich das nicht zu beantworten. Allerdings komme ich doch nicht umhin, darauf hinzuweisen, daß das vermeintlich zukunftssträchtige notorisch vergangenheitsseelig ist - nicht wahr, das ist ja schon beinahe ein Stereotyp, daß Science-fiction stets das Denken von vorgestern transportiert. Pikanter jedoch ist der Umkehrschluß. Denn da könnte man auf den Gedanken verfallen, daß es insbesondere die Vergangenheitsseeligkeit ist, der die Zukunft gehört - und wenn Sie die Phantasien der Computerzunft sich anschauen, haben sie eine wunderbare Bestätigung, ja geradezu eine Veranschaulichung für diesen Verdacht. Denn es sind insbesondere die Engel und Wiedergänger des Frühchristentums, die hier ihre Wiederkehr feiern.

In diesem Sinne würde ich mich liebend gern damit begnügen, bloß geistesgegenwärtig zu sein. Infolgedessen möchte ich über eine Revolution sprechen, die stattgefunden hat - aber nicht ins Bewußtsein gedrungen ist. Oder um das Problem vor der Folie des Zukunftssträchtigen zu betrachten: die Zukunft ist da, jedoch bedarf es der Geistesgegenwart, um sie wahrnehmen zu können.

I

Was könnte ich mit einem Terminus wie »Altmensch« im Sinn haben? Lassen Sie mich mit einer Geschichte antworten. Als ich ein Kind war, hat mein Vater - anstatt, wie andere Väter die Leistungen des Schülers in klingender Münze zu bezahlen - mir für jede gute Schulnote eine Kunstpostkarte geschenkt. Darauf

waren die Gesichter der Frührenaissance zu sehen, die Portraits eines Campin, eines van Eyck, eines Rogier van der Weydens. Und so kam mit der Zeit eine ansehnliche Sammlung von Kunstpostkarten zusammen - Gesichter, die mich zu irgendetwas aufforderten, was ich damals keinesfalls bestehen konnte, was aber seine Wirkung nicht ganz verfehlte. In gewisser Hinsicht ist dieses Bildungsprogramm ein sehr altmodisches, sehr anrührendes Verhalten - und es trifft, gerade in seiner idealistischen Aufladung, ziemlich präzise das, was mir mit dem Begriff des Altmenschen vorschwebt. Das Charakterbild: persönliche Metaphysik.

Andererseits will ich dieses Verhalten keineswegs idealisieren. Tatsächlich wohnt dem Versprechen auf ein eigenes Antlitz eine Art Berechnung inne, wenn Sie so wollen, ein psychologischer Kapitalismus. Was die Klassenkameraden in klingender Münze ausbezahlt bekommen haben, wurde mir in phantasmatischer, bildlicher Form ausgehändigt. Und so bin ich nicht der Zahl, sondern der anderen Seite der Münze begegnet: jenem Bild, das den Zahlungsverkehr deckt (was im übrigen das innige Verhältnis erklärt, das zwischen Bankiers und bildenden Künstlern herrscht).

Wenn Sie kulturhistorisch denken, so wissen Sie, daß dieser Zusammenhang keineswegs herbeigesucht ist, sondern eine historische Koinzidenz beschreibt. Das Portrait, das caput des Menschen, und der Kapitalismus gehören zusammen, sie markieren die beiden Seiten ein und derselben Münze. Noch bei Kant finden Sie diese Doppelheit: im Reich der Zwecke, so sagte er in seiner »Grundlegung der Metaphysik der Sitten«, hat alles entweder einen Zweck oder aber es hat eine Würde. Und wenn sie die Worte nehmen, die Kant benutzt, begreifen Sie, daß Sie hier nicht der Zweiteilung der Welt, sondern den beiden Seiten der Münze

begegnen: valor, das ist zugleich Wert und würde, pretium ist zugleich der Preis und das Preisen) zu. Wenngleich Kant sich die größte Mühe gibt, diese beiden Sphären sorgsam voneinander zu scheiden, so ist es doch ein und dasselbe Reich, ein und dieselbe Münze, die hier zirkuliert - nur daß die Fallseite jeweils eine andere sein mag, daß einmal Kopf, einmal Zahl oben liegen mag. Betrachtet man die beiden Seiten der Münze, ist klar, daß die alte philosophische Polarisierung von Idealismus einerseits, Materialismus andererseits gedankenlose Spiegelfechtereie ist. Das eine ist der notwendige Ausdruck des anderen und es wäre nicht ohne das andere - und in Anbetracht dieser notwendigen, unvermeidlichen Janusköpfigkeit weist sich, daß der Versuch, den Idealismus gegen den Materialismus in Anschlag zu bringen (oder umgekehrt), auf eine strukturelle Eindeutigkeit hinausläuft. Nun hat die Münze den Vorteil, daß sie in der Regel nur Kopf oder Zahl, daß das Bild als Deckerinnerung für die Zahl fungieren kann oder vice versa.

Man könnte - und man muß - weitergehen: denn das Portrait ist nichts bloß ein Bildtypus, sondern der Ausdruck eines hochkomplexen, auch philosophisch bedeutsamen Zeichenzusammenhangs. Tatsächlich entsteht es nicht allein, sondern markiert einen Bedeutungszusammenhang: Halbbrustbild vor tiefer Landschaft. Und dieses wiederum hängt mit der Zentralperspektive, oder wie ich sagen würde: dem Code der Repräsentation zusammen. Wenn Sie sich vor einem Bild in Stellung bringen, konstituieren Sie sich als Subjekt, während das Gesehene, in den Rahmen hineingepreßte Gegenüber Objektcharakter annimmt. Dies ist der eigentliche Sinn des neuzeitlichen Projektes, das nicht nur in der Malerei, sondern in allen Lebensbereichen zur Geltung kommt. Diese Verschränkung läßt sich leicht nachvollziehen: denn all unsere politischen Begriffe sind Leihgaben dieser Logik. Vorstellungen wie Standpunkt, Perspektive, Rahmen, Subjekt, Objekt,

Repräsentation sind unmittelbare Derivate des zentralperspektivischen Bildes. Betrachtet man es so, bedeutet die Erscheinung des Portraits, die Verheißung des eigenen Gesicht nicht bloß ein neues Bild-Genre, sondern viel, viel mehr. Dem Gesicht, so könnte man sagen, ist das Weltbild des Altmenschen eingeschrieben.

Wie man weiß, ist die Portraitmalerei seit geraumer Zeit eine aussterbende Gattung. An die Stelle des Charakterbildes ist das flüchtige, ephemere Augenblicksbild getreten - und der Anspruch, gleichsam für alle Ewigkeit das eigene Bild fixieren zu wollen, mutet heutzutage einigermaßen absurd an. Nun könnten Sie mir entgegen (und der Blick auf den Fernsehschirm wäre ein machtvoller Beleg), daß wir geradezu heimgesucht werden von Gesichtern, daß die Kamera nicht nah genug heranfahren kann, daß sie mikroskopisch eine jede Regung des Gesichts, jegliches Mienenspiel verfolgt etc. Auf diesen Einwand würde ich antworten: Das, was wir in den ephemeren Physiognomien der talking heads sehen, sind Simulationen, im Grunde ein Verglühen des neuzeitlichen Bildungsprogramms; schauen wir hinter der Schirm, d. h. folgen wir der Logik des Apparates, der uns diese Bilder auf der Schirm projiziert, begegnen wir (wie in der Geschichte des Dorian Gray) nicht der narzißtisch aufpolierten imago, sondern einem wüsten Zerrbild. Läßt man sich von dieser Dialektik führen, fällt es nicht schwer, in den hochglanzpolierten Physiognomien unserer Medienwelt Umkehrungen eines Katastrophengebiets, einer physiognomischen Wüstenei auszumachen.

Ich muß gestehen, jetzt bin ich in ein Register hineingerutscht, dem ich keineswegs folgen möchte. Vom Gesichtsverlust zum Untergang des Abendlandes ist es nicht weit - und da lauert schon das übliche, kulturkritische Ressentiment darauf, in Anschlag gebracht werden. Wovon ich jedoch sprechen möchte, ist, daß

dieser Gesichtsverlust in gewisser Hinsicht eine Notwendigkeit ist, ja, daß er dem Projekt der Moderne zutiefst eingeschrieben ist. So besehen wäre die Moderne von Anbeginn Post-Moderne gewesen, Blick zurück, wehmütiger Abschied. Lassen Sie mich mit einer bizarr anmutenden These den Beweis für diese Behauptung antreten. Und zwar vertrete ich die These, daß das Internet kein Artefakt unsere Tage ist, sondern seinen Ursprung im Jahr 1746 hat. Stellen sie sich vor: ein großes, weites Feld. Da postieren sich 600 Kartäusermönche in einem großen Kreis, mehrere 100 Meter im Durchmesser, und verdrahten einander mit Eisendraht. Schließlich berührt einen der ihren eine Flasche, die mit Wasser gefüllt ist und aus der eine Art Antenne herausragt. Und was passiert? Alle Kartäusermönche beginnen zu zucken, gleichzeitig. Die Auflösung dieses merkwürdigen Experimentes ist leicht zu bewerkstelligen. Und zwar handelt es sich bei dem Wasser gefüllten Behälter um die Leydener Flasche, das heißt: um Elektrizität. Die Frage, die der Versuchsanordnung zugrundelag, lautete: wie schnell ist die Elektrizität? Und die Antwort darauf: Die Elektrizität ist so schnell, daß es hier keine Zeitversatz gibt, alle Mönche zucken in Echtzeit. Nun, wenn sie sich fragen, was das Charakteristikum eines Prozessors ist, so besteht es just darin, daß zwischen dem Raumpunkt A und dem Raumpunkt B kein Zeitgefälle besteht, daß sie beide zeitlich gleichgeschaltet und getaktet sind. Vor dieser Folie könnte man den Kreis der zuckenden Mönche einen Humanprozessor nennen. Fragen Sie nun danach, welche Funktionen der einzelne in diesem Kreis hat, so ist evident, daß hier, wo einer im anderen steckt, der Begriff des Individuums hier wenig Sinn macht - und so hab ich mit angewöhnt, nicht mehr Individuum, sondern vom Dividuum zu sprechen. Dieses Dividuum ist per se Massewesen, selbst dort, wo das Moment der Verdrahtung in die Unsichtbarkeit oder in bloß symbolische Verhältnisse eingetreten ist. Statt des einen Gesicht bekommen wir ein Multiple zu Gesicht - und da ist klar, daß dieses multiple Wesen sich nicht mehr im Portrait

ausdrücken wird. Oder, wenn Sie es politisch nehmen wollen, im Bildnis des Souveräns.

Allgemeiner gesagt: das Projekt der Repräsentation (das Projekt des Altmenschen), das mit der Zentralperspektive anhub, ist mit den Techno-Mönchen des 18. Jahrhunderts an ein Ende gekommen. So ist es nicht verwunderlich, daß der zum erstenmal zum Bewußtsein seiner selbst gekommene Massehaufen sich seines Idols, das Königs, mit kurzem, präzisen Schnitt entledigt (und daß Rousseau die Repräsentation als den Beginn der Unfreiheit brandmarken kann). Merkwürdigerweise jedoch ist dieser Konflikt, der eine stete Unterströmung der modernen Verwerfungen ausmacht, nicht wirklich in die Bewußtseinschelle gedrungen. Man läßt den Kopf des Königs rollen, nicht aber die Philosophie, für die er steht. Das Vokabular der Repräsentation dominiert die politische Sphäre, während die Wirklichkeit von einer Logik bestimmt wird, die dieser heteronom ist - was sich in so merkwürdigen Begriffsbildungen wie etwa der »Mediendemokratie« niederschlägt, und mehr noch (denn es handelt sich nicht bloß um eine begriffliche Verschiebung, sondern um eine Verschiebung der Realität): in einer wirklichen Umgestaltung der politischen Sphäre. Denn auch halten wir an ausgehöhlten Begriffen, Weltbild-Schwundformen, Gedankenhohlformen fest, denen die alltägliche Wirklichkeit längst Hohn spricht - was eine gewisse Parallele zu mittelalterlichen Scholastik besitzt, deren Weltbildmaschine sich gleichfalls nicht auf der Höhe der tatsächlichen und wirklichkeitsmächtigen Artefakte bewegte.

Man mag, nach dem Vorbild des Ritters von der traurigen Gestalt, die Wirklichkeit verleugnen, subkutan jedoch bewegt sich das Feld voran. Die nicht vollzogene Dekapitation des Repräsentationsgedankens kehrt, als Wiedergängerproblem, mit

wachsender Macht zurück. Regression, so hat Lacan einmal gesagt, sei nicht ein Zurückschreiten, sondern ein Zurückkommen auf Unerledigtes. Und wenn ich mich jetzt, nach diesen viel zu langen Präliminarien, langsamen in Gefilde der wegen, die uns näher sind als das 18. Jahrhundert oder die Frührenaissance, dann mit dem Hintergedanken, daß es unsere Gegenwart in diesem besonderen Sinne regressiv läßt. Einige Punkte seien im folgenden aufgezählt. Es scheinen unverbundene Einzelheiten, zu einer Gedankenfigur verkettet jedoch machen sie deutlich, daß es um eine tiefergehende, epochale Veränderung geht: etwas, was man eine symbolische Dekapitation nennen könnte.

Worum geht's? Um das 1968. Ich muß gleich gestehen, daß das ein ziemlich ironisches Manöver ist - ist die Revolte, unter der das Jahr in die Annalen eingegangen ist, vielleicht die unbedeutendste, kennt es doch eine Reihe von Revolutionen, die – überblendet von dem, was sich auf der Straße ereignete – mehr oder minder in Vergessenheit geraten sind. Die erste betrifft den menschlichen Körper: Im Jahr 1968 wird der Hirntod definiert. Als tot gilt fortan derjenige, dessen Hirnfunktionen ausgefallen sind. Die Todesdefinition basiert nicht auf einer langen Erörterung der Materie, sondern stellt – nicht von ungefähr von einer ad hoc Kommission formuliert – eine Notstandsmaßnahme dar. Denn weil 1968 das große Jahr der Herztransplantationen war, hatte sich eine sowohl juristische wie auch moralische Lücke aufgetan. Mit der Hirntoddefinition schließt sich diese Lücke; aber mehr noch als das: es tut sich ein neuer Raum auf, denn fortan vermag die Transplantationsmedizin den menschlichen Körper als Ersatzteillager in Beschlag zu nehmen. Hat sich der Lebensnerv in dieser Definition ins Gehirn verlagert, so artikuliert sich die Trennung von Kopf und Körper auch in symbolischer Form, als Trennung von Hardware und Software. Im September 1968 wird die Firma IBM von der amerikanischen Kartellbehörde dazu verurteilt, die den Maschine zuvor gratis mitgelieferte Software nunmehr

unabhängig von der betreffenden IBM-Maschinen zu vertreiben – womit so etwas wie ein hardwareunabhängiger Softwarehandel beginnt. Mögen diese beiden Punkte eine historische Koinzidenz scheinen, so wird die Hypothese einer symbolischen Dekapitation durch die dritte Scheidung von Kopf und Körper deutlich erhärtet: das, was man in der Geldtheorie als Ablösung vom Goldstandard und den Übertritt ins free floating auffaßt. War die monetäre Nachkriegsordnung von Bretton Woods auf ein System fester Wechselkurse und dem Prinzip der Golddeckung gebaut, so wird Ende der sechziger Jahre sichtbar, daß dieses Prinzip nicht zu halten ist. Das Auslandsdefizit der Vereinigten Staaten übersteigt seine in Fort Knox gebunkerten Goldreserven bei weitem. Weil einzelne Regierungen sich nun anheischig machen, ihr Dollarguthaben in Gold einzulösen, war die amerikanische Regierung – auch dies eine Notstandsmaßnahme – im August 1971 genötigt, das Prinzip der Golddeckung aufzuheben und den Dollar floaten zu lassen. Damit löst sich das Geldzeichen von seinem korporalen Repräsentanten ab, es wird de-auratisiert, zur reinen, elektrischen Information. Diese Information aber (die fortan in den globalen Informationsnetzen zirkuliert) läßt sich nicht mehr zentral steuern. Zwar wird der Nominal-Wert des Geldes noch vom nationalstaatlichen Emittenten dekretiert, in Wahrheit jedoch entscheidet die Summe aller Marktteilnehmer über den Wert des Geldes. Statt mit einer allgewaltigen zentralperspektivischen Macht hat man es nunmehr mit einem polyzentralen Kommunikationsgeschehen zu tun.

Nun mögen Sie, weil die Nationalstaaten die facto noch immer die Emittenten des Geldes sind, diese Einschätzung anzweifeln. Sie wird indes sehr viel plausibler, wenn Sie sich vor Augen halten, was es bedeutete, wenn ein Souverän auf seinem vermeintlichen Privileg, über den Wert des Geldes herrschen zu können, beharren sollte. Denn dieses Privilegs ist, in den Zeiten des freibeweglichen Kapitals, nur um

den Preis vollständiger Isolation und Abkopplung vom Weltgeschehen zu realisieren. Der real existierende Sozialismus ist genau daran kollabiert (nicht von ungefähr, zu jener Zeit, da die industrialisierte Welt sich massiv zu vernetzen begann).

Faßt man all diese Verschiebungen zusammen, so könnte man von einer nachgeholten, symbolischen Dekapitation sprechen – einer Dekapitation interessanterweise, die sämtliche Bereiche des Lebens erfaßt, und zwar mit unabsehbaren Konsequenzen. Der Königsmord, wie ihn die Guillotine vollzieht (dieser Souverän ohne Gesicht), tritt ins gesellschaftliche Bewußtsein. Mit diesem Augenblick aber wird ein wesentliches Charakteristikum der Massengesellschaft sichtbar: daß die Masse sich nicht mehr im Zeichen eines Repräsentanten, sondern als ein mediales, stochastisches Ereignis formiert. (Kindheitserinnerung: durch menschenleere Straßen gehen, in den Fenstern bläulich schimmernde Fernschirme – und dann, urplötzlich und von allen Seiten, ein einziger Schrei: Tor!)

Vielleicht verstehen sie, vor diesem Hintergrund, die Bedeutung, die ich dem Übertritt ins free Floating beimesse. Das, was das philosophische und politische Unterströmung seit dem 18. Jahrhundert wirkt, tritt endlich ins gesellschaftliche Bewußtsein - genauer, es codiert die bestehenden Institution so um, daß man die veränderte Realität zur Kenntnis nehmen muß. Das interessante ist, daß dies keineswegs ein Impuls ist, der sich aus der Peripherie und Randständigkeit speist, sondern aus dem Herzen, aus dem Inneren der Gesellschaft herrührt. Das ist eine Betrachtungsweise, die fremd anmuten mag. Wie verwickelt und paradox die Lage ist, läßt sich vielleicht am folgenden Beispiel deutlich machen: der Pariser Mai (und mit ihm die Hoffnung auf eine wundersame Transformation der

Gesellschaft) ist vorüber, de Gaulle ist wieder installiert, und da treffen sich die viel zu jungen Veteranen der Revolte in Nanterre, dieser Brutstätte des Studentenaufstandes. Was ist das Thema? Man diskutiert darüber, daß das amerikanische Kapital - indem es die Golddeckung aufhielt - den französischen Kleinbauern und Kleinsparer pauperisiert. Da haben sie die vereinigte französische Linke, die ihrerseits als ein Symptom der Popkultur zu lesen ist - und welche Position nehmen sie ein? Die des Goldes, jenes barbarische Rückstands, wie das Schumpeter genannt hat. Aber auch von der politischen Einschätzung ist dieses Treffen absurd, sind es doch die Franzosen selbst, die (wie die anderen Europäer auch) von der Überbewertung des Dollars profitiert haben, mit ihrer Attacke auf Fort Knox das free Floating erzwungen haben.

Interessanter als diese gedankliche Verirrung (wo die Revolutionäre in den Kostümen der Reaktion erscheinen) erscheint mir der Umstand, daß man im Kontrollzentrum, im caput der Kapitalen zu einem Akt der Selbst-Dekapitation, einer Selbst-Kastration schreitet. Da stellt sich natürlich die Frage, ob und in welchem Umfang dies den Akteuren bewußt war, oder ob sie nicht vielmehr Getriebene eines übermächtigen Geschehens waren? Bei dieser Frage möchte ich noch einmal den Zusammenhang von Bild und Zahl, das heißt: die beiden Seiten der Münze, in Erinnerung rufen. Denn im free Floating erfaßt die Verflüssigung des Portraits - die ein Charakteristikum der moralischen Sphäre oder der Kunst zu sein scheint - das Fundament des Gesellschaftlichen selbst.

II

An dieser Stelle möchte ich Ihnen eine kleine Geschichte erzählen. Und zwar hat mich interessiert - denn die Wahrheit ist immer konkret -, wer der Bote war, der

das Ende der Neuzeit verkündete. Zunächst einmal treffen wir hier auf einen Namen, John Connally, und der erste Gedanke ist natürlich, das wird wohl einer der üblichen Apparatschiks gewesen sein. Allerdings bin ich aufmerksam geworden, als ich las, daß ein Literat und Intellektueller einige Jahre seines Lebens daran gegeben hat, die Biographie dieses Mannes zu schreiben.

Connally, das war ein junger Mann aus Texas, ein Mann, wie man früher gesagt hätte, mit Vorwärtsdrang; wie man heute, in den Zeiten der vertikalen Mobilität sagen könnte, mit Aufwärtsdrang. Als Stipendiat der Texas Law School fiel der wohlgefällige Blick eines (nicht viel älteren) Mentors auf Connally. Er gehörte dem Kongreßabgeordneten Lyndon B. Johnson, dem späteren amerikanischen Präsidenten. Johnson verdankte seine Karriere nicht unbeträchtlich einer ausgefeilten, selbst verfertigten Kommunikationsmaschinerie. Und zwar war er der Meinung, daß ein Kongreßabgeordneter nur dann Volkes Stimme bekommt, wenn er seinerseits die Illusion einer unmittelbaren Kommunikation herstellt. Zu diesem Zweck hatte Johnson sich zur Maxime gemacht, jede Anfrage, jeden Brief persönlich zu beantworten. Nun ist dies, in Anbetracht der Tatsache, daß es sich hier um eine repräsentative Demokratie handelt, nicht leicht zu bewerkstelligen, kommen doch zu viele Stimmen auf einen einzigen Mann. Johnsons Lösung bestand darin, daß er die Stipendiaten der Texas Law School seiner Briefeschreiber-Manufaktur eingliederte. Ihre Aufgabe war es nicht nur Briefe zu beantworten, sondern genau den Tonfall, das Idiom und das Image des Lyndon B. Johnson zutreffen - und weil dies keine leichte Aufgabe war, wurde ein Kandidat nach dem anderen verheizt. Allerdings war Johnson so erfolgreich, daß ihm das Kunststück gelang, als ein großartiger Briefeschreiber in die Geschichte einzugehen. Jeden Tag erhielt seine Mutter einen Brief von ihm, und selbstverständlich waren auch diese Briefe - wie die politischen Schreiben auch -

von seinen Doubles verfaßt. Der junge Connally also wurde ein Teil dieser Apparatur, setzte sich die Maske des Kongreß Abgeordneten Johnson auf und wurde zu seinem großen alter Ego (dem einzigen, das Johnson zeitlebens neben sich respektierte).

Stellen Sie sich vor, sie seien ein Mitglied dieser merkwürdigen Bruderschaft - und sie hätten die Aufgabe, der Mutter ihres Auftraggebers einen Brief zu schreiben. Sie nehmen die Gestalt eines anderen an, aber nicht in irgendeiner abstrakten, gesellschaftlichen Funktion, sondern als Sohn. Damit aber bewegen sie sich in einer Sphäre der Intimität, in einem durch und durch psychologischen Register, in dem solch operative Begriffe wie Arbeitsteilung, Delegation etc. gänzlich absurdes anmuten müssen. Und doch geschieht hier genau das, wird ein Wildfremder zum Delegierten des Sohnes und besteht seine Aufgabe darin, den Aspekt der Delegation vergessen zu machen. Die nun, diese Aufgabe ist sehr die heikler, was unter die Konstruktion jenes Phantasmas, daß man den »idealen Schwiegersohn« nennt. Hier geht es um die Simulation des Unbewußten. Stellen sich weiterhin vor, welche merkwürdigen Beziehung sich zwischen diesen emotionalen Falzmünzern einstellen muß.

Da haben wir schon den Begriff, den auch Niklas Luhmann so goutiert wird, den Begriff des Alter Ego. Connallys Eignung für die Politik besteht darin, daß er das eigene Gesicht auslöschen und ein anderes an seine Stelle setzen kann, und zwar eines, das physiognomisch so markant ist, daß es die Mutter des anderen zu täuschen vermag. Im Grunde besteht sein Ingenium daran, das eigene Gesicht, das Ego, soweit auszulöschen, das es als Projektionsfläche für den anderen, das Alter, fungiert.

Allerdings: zwischen dem ich und seinem anderen herrscht keinesfalls, wie der Begriff nahelegt, ein Spiegelverhältnis, sondern eine massive Asymmetrie. Der andere, das sind immer: die anderen. Hier herrscht die Logik der großen Zahl.

Exakt das ist es, was ja die Logik der Repräsentation ausmacht: daß hier eine große Zahl sich in einem Bild verdichtet. Das politische Kalkül des Lyndon B. Johnson aber ist ein anderes; wenn seine Briefmanufaktur Erfolg hat, so deswegen, weil sie die notwendige Distanz, den Fluchtpunkt der Repräsentation auslöscht und eine Maschine der Intimität an seine Stelle setzt.

Johnson wird Präsident, Connally texanischer Gouverneur.

In dieser Eigenschaft, so denke ich, haben sie irgendwann einmal, ein Bild von ihm zu Gesicht bekommen. Denn im Jahr 1962 setzt er neben dem amerikanischen Präsidenten Kennedy - und da fallen die Schüsse von Dallas. Nicht nur Kennedy, auch Connally wird bei diesem Attentat schwer verletzt - und es gibt eine sehr plausible Hypothese, daß der Attentäter Lee Harvey Oswald des eigentlich auf Connally abgesehen habe. Ob diese Hypothese stimmt oder nicht, vielleicht ist die List diese Geschichte, daß das alter Ego, daß Double stets überlebt.

Was gibt es sonst über das Leben von Connally zu sagen? Beklagenswert wenig. Nichts, weil dieses Leben Ereignisse los gewesen wäre, im Gegenteil. Es ist eine Serie von glänzenden Erfolgen, überlegener Effizienz, aber beinahe scheint es, als ob dahinter nichts weiter wäre. Connally scheint geradezu aufzugehen in einer Existenzform, in der er mit allen anderen ein symbolisches Aggregat bildet.

Connallys Effizienz ist so atemberaubend, daß sich die Nixon-Regierung für den Demokraten (und politischen Gegner) interessiert. 1968 wird er Finanzminister, das einzige Mitglied im Nixon-Kabinett, über das, wie Henry Kissinger in seinen "White House Years" anmerkte, sich Nixon niemals despektierlich äußerte, wie es ansonsten seiner Art war, wenn jemand den Raum verlassen hatte. In der Eigenschaft als Finanzminister in schwieriger Zeit gelingt Connally ein Meisterstück: denn er verkauft die finanzpolitische Depotenzierung der Amerikaner als großen außenpolitischen Erfolg. »Es ist unsere Währung, aber ihr Problem«, ist einer der Slogans, mit denen er seine Kontrahenten traktiert. Im Grunde ist er ein Arbitrage-Gewinne, dessen Erfolg weitgehend darauf beruht, daß sich niemand einen frei flottierende Währungssystem vorstellen kann oder will. Noch der ehemalige Weggefährte Johnson ist so ahnungslos, daß er Connally zu sich auf seine Texas-Ranch eingehend und ihn um eine Erläuterung betet, wie man sich ein solches Währungssystem vorstellen können. In Wahrheit weiß Connally die selber nicht. Tatsächlich ist sein Erfolg Verhandlungsgeschick: eine rüde, fast brutale Diplomatie, das Spiel der Souveränität. Denn während er da ein Akrobat über einen Abgrund hinweg spaziert, vermag er die Illusion des festen Grundes zu erwecken. Mit einem Mann wie Connally an der Front sieht der Übergang ins Free Floating aus wie geplant. Gleichwohl sind all die Dinge, die er in Verhandlungen aushandelt (d. h. feste Wechselkurse) binnen Jahresfrist Makulatur.

Ich gebe gerne zu: Wenn man die Geschichte so erzählt, scheint sie - die kleine Episode in der Johnsonschen Briefmanufaktur ausgenommen - wirklich nicht sonderlich interessant. Ja, man kann fast den Eindruck gewinnen, als ob man es mit einem geruchslosen Menschen zu tun habe - einem Menschen fast ohne Eigenschaften. Da gibt es nur eine strahlende Außenseite, überlegene Effizienz,

und nichts weiter. Und wirklich ist das einzige Detail, das mir über die Person John Connally, sozusagen in physiognomischer Form, im Gedächtnis haften geblieben ist: die Manie eines jungen Mannes, sich das Haar zu bürsten, wieder und wieder. So besehen ist es nicht zufällig, daß das Anrühige an dieser Person nicht auf eine erotische, sondern eine politische Aberration zurückgeht. Während Connally auf den Fernsehschirmen und den finanzpolitischen Gipfeln der Welt erscheint, läuft daheim in Texas eine andere Geschichte, eine Geschichte, die etwas mit den delikaten Beziehungen zu tun hat, welche texanische Briefeschreiber zu ihren Repräsentanten unterhalten.

Warum schreibt man einen Brief? Man bittet um Hilfe. Und die texanische Milchindustrie, die AMPI, hat Grund, um Hilfe zu bitten, denn man fürchtet, im Poker um ersehnte Subventionen zu kurz zukommen. Und weil die Milchindustrie ohnedies schon absurd hoch subventioniert wird, scheint das Unterfangen aussichtslos. Da besinnt man sich auf den mächtigsten Verbündeten, den Texas in der Nixon-Regierung besitzt: Connally. Ein Lobbyist, Jacobsen mit Namen, wird nach Washington ausgesandt, um Connally zu bearbeiten. Wieder und wieder wird er bei ihm vorstellig - und tatsächlich (Connally hat größere Pläne, hat die Präsidentschaft vor Augen und ist vielleicht deshalb geneigt, sich Gefährten zu schaffen) willigt er ein, die Sache der Texaner zu unterstützen. Sein Auftritt im Kabinett ist, im Wortsinn, ein Kuhhandel. Jeder weiß, daß hier eine Gefälligkeits-Nummer der unappetitlichsten Art läuft - aber das tut der allgemeinen Heiterkeit keinen Abbruch. Alle spielen augenzwinkernd mit und man schließt die Sitzung mit der Bemerkung, jetzt, wo die Milch noch billig sei, müsse man zur Feier des Tages ein Glas Milch trinken. Die Texaner sind überglücklich: Connally hat das unmögliche möglich gemacht.

Irgendwann, bei einem beiläufigen Treffen, läßt Connally den Lobbyisten Jacobsen wissen, daß er sich über ein Entgegenkommen der texanischen Milchindustrie freuen würde. Großes Problem: was ist ein Entgegenkommen? Wie groß kann die Summe sein, ohne daß Connally den Eindruck haben muß, man glaube ihn kaufen zu können. 10.000 Dollar, so denkt man sich, sind ein passabeler Betrag, nicht zu hoch, nicht zu niedrig. Es ist nicht allzu kompliziert, einen solchen Betrag unter dem Posten unvorhergesehene Reparaturkosten zu verbuchen, das einzige Problem besteht darin, daß das Corpus delicti materiell übergeben werden muß - und daß eine solche Aktion Mitwisser produziert. Da Jackson der einzige Kontaktmann zu Connally war, obliegt die Übergabe abermals ihnen - und zuallererst mietet er sich ein Schließfach in Washington, indem er die Hälfte des Geldes deponiert. Mit der andere Hälfte, in einem Briefumschlag verpackt, erscheint er - als der Terminkalender des Finanzministers ihm eine kleine Stippvisite gewährt - in Connallys Büro und überreicht ihm den Briefumschlag. Connally ist keineswegs überrascht, er nimmt den Umschlag entgegen, verschwindet im Bad, man hört die Toilettenspülung rauschen, dann kommt er ohne Briefumschlag wieder zurück. Ein paar Wochen später wiederholt sich die Prozedur. Diesmal, pikanterweise, während eines Gipfels des Internationalen Währungsfonds: während Vertreter aus 114 Nationen über die monetäre Krise verhandeln und Connally, von Fernsehkameras auf Schritt und Tritt begleitet, die Hauptrolle, läuft das kleine Schurkenstück im Hintergrund. Da kommt Connally während einer Verhandlungspause in sein Büro gerauscht - und abermals wiederholt sich die Prozedur, der Briefumschlag, das Verschwinden, das Rauschen der Toilettenspülung.

Wahrscheinlich wäre dieser kleine Handel niemals ans Licht der Öffentlichkeit geraten, wenn nicht die Nixon-Regierung über Watergate ins Zwielficht geraten

wäre. Connally selbst hat das Regierungsschiff, auf dem Gipfel seines Erfolgs verlassen. Allerdings zirkulieren nun auch Gerüchte über ihn, den Saubermann - und unglücklicherweise überlagern sie sich mit der viel ernsteren Watergate-Affäre. Eines Tages meldet sich der Lobbyist Jacobsen. Es geht ihm nicht sonderlich gut, er hat ernste finanzielle Probleme und zu allem Überfluß holt ihn nun das Geschäft mit Connally ein. Es ist nicht seine Schuld, es ist vielmehr einer der Mitwisser, der das Geschäft mit Connally, und eben auch ihn, den Mittelsmann Jacobsen, erwähnt hat. Tatsächlich jedoch gibt es keine Zeugen, nur diese beiden Männer. Obschon selbst in finanzieller Bedrängnis, bleibt Jacobsen loyal, bestrebt, Connally aus dem Skandal herauszuhalten. Gleichwohl bleibt ein Problem: Die Kommission habe ihn gebeten, über sein Verhältnis zu Connally auszusagen, und das sei doch dieses kleine Problem, diese beiden kleinen Briefumschläge. Es werde meine Frage der Zeit sein, bis man seine Kontoführung überprüfen werde.

Sie, sagt Connally, Sie haben mir niemals 10.000 Dollar gegeben?

Ja, wiederholt Jacobsen, das ist richtig. Ich habe ihn niemals 10.000 Dollar gegeben. Und man einigt sich schnell auf folgende Version. Da es nur zwei Beteiligte gibt, geht es allein um das Corpus delicti. Jacobsen muß erklären, wo seine 10.000 Dollar geblieben sind. Er solle aussagen, so schlägt Connally vor, daß er versucht habe, Connally 10.000 Dollar zu geben, dieser aber habe das Angebot nicht angenommen. So habe er das Geld in einem Schließfach deponiert und es einfach vergessen.

So vergehen die nächsten Monate. Connally tourt durch die Welt, trifft die Größen dieser Zeit, wie Giscard d'Estaing, Edward Heath, und irgendwo in Texas sitzt ein bankrotter, verängstigter Ex-Lobbyist, der darauf wartet, daß die Parlaments-

Kommission ihn zu seinen Kontakten nach John Connally befragt. Irgendwann zwischen all diesen Terminen kommt es zu einem einstündigen Treffen in einem Hotel. Die Frage ist: Wie erklärt man die 10.000 weg? Es gibt zwei Möglichkeiten. a) Jacobsen streitet ab, die 10.000 von der AMPI erhalten zu haben. b) Connally schlägt vor, 10.000 Dollar (oder was immer Sie brauchen) ins Schließfach zu tun – und zu behaupten, Connally habe das Geld niemals bekommen. Es sei angeboten, aber niemals überreicht worden. Man könne für das Angebot den 25. Juni 1972 auswählen, wo sie gemeinsam gegessen hätten. Der Plan erscheint plausibel, aber dann überschlagen sich die Ereignisse. Drei Stunden nach dem Treffen mit Connally erfährt Jacobsen, daß er vor der federal grand Jury erscheinen soll. Was tun? Aber woher das Geld nehmen? Wieder ein Anruf bei Connally, und diese erfaßt sogleich die Dringlichkeit der Situation, bittet ihn für den nächsten Tag in sein Anwalts-Büro nach Houston. Noch während des Treffens beredet man die Notwendigkeit eines Alibis, irgendeines Vorwand es. Wieder eine Geldübergabe, nur diesmal retour. Connally geht aus dem Büro, kommt mit einer Zigarrenschachtel zurück. Darin: Ein einzelner Gummihandschuh auf einem Päckchen Geld. Connally zieht den Handschuh, prüft genau, ob die Scheine auch alt genug sind (ein Detail, das für den Fortgang der Geschichte wesentlich ist). Ob Jacobsen zählen möchte? Jackson lehnt ab, fährt nach Austin, legt das Geld in sein Schließfach 865. Ein paar Tage später erscheint Jacobsen vor der Grand Jury sagt, er habe das Geld im Schließfach gelassen. Da sei es noch immer. Er habe es einfach vergessen. Tags darauf Auftritt vor der Watergate-Kommission, danach ein Telefonanruf, Rapport bei Connally: es sei gut gelaufen. Eine Woche später muß Connally selbst vor der Grand Jury erscheinen, er sagt, er wisse nichts, nicht einmal, daß es die Milch-Lobby gewesen sei, die versucht habe ihn zu bestechen. Sein Auftritt ist souverän, nun gilt es, die letzte Klippe zu umschiffen: denn der FBI möchte das Schließfach Jacobsen darauf inspizieren, ob es die Summe von

10.000 Dollar enthält. Kurz vor diesem Termin durchläuft es Connally siedendheiß: zwar hat er die Geldscheine darauf geprüft, ob sie alt genug sind, aber dabei ist ihm ein Fehler unterlaufen. Wie hat das passieren können? Nun: die amerikanischen Dollars tragen, als Echtheitszertifikat, die Unterschrift des Finanzministers - und Connally hatte also nichts weiter zu tun, als die Scheine, die seine eigene Unterschrift trugen, auszusortieren. Sein Gedankensfehler dabei ist gewesen: er hat nicht bedacht, daß ihm ein anderer in diesem Amt nachgefolgt ist, George Schultz, dessen Unterschrift belegen wird, daß die Summe Geldes im nachhinein im Schließfach deponiert worden sein muß. Diesmal ist er genötigt, Jacobsen anzurufen. Er besorgt dies über einen Mittelsmann, einen gemeinsamen Bekannten, der seine Wohnung als Treffpunkt zur Verfügung stellt. Jacobsen erscheint - und das Ehepaar, daß den konspirativen Treff zur Verfügung gestellt wird, verschwindet dezent. Connally erzählt Jacobsen, er habe einen Fehler mit den 10.000 \$ gemacht. Da sind verräterische Banknoten von George Shultz, also seines Nachfolgers drauf. Ein glänzender Organisator hat er gleich ein neues Bündel (diesmal mit unverdächtigen scheinen) Mitgebracht. Nun hat Jacobsen erneut ein Problem. Er fühlt sich überwacht, zudem ist das Schließfach längst im Visier der Ermittler - und er hat den Watergate-Ermittlern versprochen, nicht zum Schließfach zu gehen. Connally sagt: er müsse es tun, auf jeden Fall. Dennoch gibt es eine Möglichkeit, denn als ehemaliges Vorstandsmitglied der Bank weiß Jacobsen, wie er die üblichen, verräterischen Eintragungen im Logbuch umgehen kann Tags darauf geht. Jacobsen zur Citizens Bank, nach Schalterschuß. Nach seinem Bankrott ist er kein Bankangehöriger mehr, aber er hat noch immer Freunde dort und also bittet er seinen früheren law partner Joe Long (der Aufsichtsratsvorsitzender der Bank ist) in den Tresor des Gebäudes zu kommen, ohne eine Spur zu hinterlassen. Als die beiden ankommen, sehen sie, daß sie zum ungünstigsten Zeitpunkt kommen: die Kassierer machen Inventur. Zwei steigen sie

über Schubfächer und Rollwagen hinweg, als sei nichts geschehen, aber die Herren Vorstandsvorsitzenden (der eine Ex, der andere noch amtierend), werden aber von einer Sekretärin in Begleitung des Bankpräsidenten erwischt und daran erinnert, daß sie sich einschreiben müssen, bevor sie Zutritt zum Gewölbe erlangen. Lang ist ein wahrer Freund. Er geht zurück, schreibt sich für seine Box ein, aber das wird Jacobsen nicht mehr helfen, den es gibt Zeugen. Gleichwohl gelingt es Jacobsen an diesem Tag, das Geld im Schließfach auszutauschen. Tags darauf kommt es zu dem avisierten Termin: der Inspektion des Schließfach durch Beamten des FBI. Jacobsen geht mit den FBI Beamten zum Schließfach und sagt: I'm glad it's still there.

Aber Sie können sich vorstellen, wie die Geschichte weitergeht. Jacobsen, der Spuren hinterlassen hat, fliegt auf, Connally gelingt es, und zwar indem er den realen Mittelsmann als Bankrotteur charakterlich unglaublich macht, seine Unschuld zu wahren. Er ist eben so sehr Medienprofi, daß er ganz alter ist, und nicht Ego. Gleichwohl, obwohl die Öffentlichkeit nicht Kenntnis nehmen muß, von seiner vergehen, erleidet seine Karriere, sein Selbstbild einen Knacks. Wenig später, im teuersten Präsidentschafts-Wahlkampf, den die amerikanische Gesellschaft bis dato erlebt hat, verliert er und beschließt, als Herr im fortgeschrittenen Alter, die politische Bühne zu verlassen und in die Wirtschaft zu gehen. Mit wunderbaren gesellschaftlichen Kontakten begabt, gelingt es ihm, in Texas ein Immobilien-Imperium aufzubauen. Aber auch dies ist nicht gefeit vor den Auswirkungen des free Floating: im Jahr 1987, als es zu dem großen Börsencrash kommt, dem ein Drittel des Weltvermögens zum Opfer fällt, bricht das Immobilienimperium, das Connally sich errichtet hat, zusammen.

Warum erzähle ich Ihnen diese Geschichte? Im Grunde ist sie doch - verglichen mit dem, was uns unser ehemaliger Bundeskanzler an pikanten Details hinterlassen hat, relativ harmlos. Das interessante an dieser Geschichte ist allein dieses merkwürdige Detail: daß Connally dieser besondere Lapsus unterlaufen ist, daß er sozusagen am geschriebenen Papier (an seiner Unterschrift) gescheitert ist. Das würde heute gewiß nicht mehr passieren - denn das Corpus delicti hat sich verflüssigt. Connally, so besehen, ist eine Figur der Schwelle, zwischen zwei Welten. Wenn er scheitert, so an dem unwahrscheinlichsten aller Zufälle: der eigenen Unterschrift aufzusitzen.

Wenn hier von einem Übergang die Rede ist, was ist genau darunter zu verstehen? Es gibt viele Wörter, diese Schwelle zu beschreiben. Man könnte sagen, daß die Logik der Simulation die Logik der Repräsentation ablöst, man könnte auch von Software sprechen. Gelegentlich erzählt die Geschichte eines Wortes mehr, als die vertraute Zeitschicht des Wortes uns ahnen läßt. Software ist ein Wort, daß aus der Sprache der Geheimdienste stammt. Ursprünglich meint es das in den U-Booten des Zweiten Weltkrieges verwendete Papier, auf dem die Verschlüsselungscodes verzeichnet waren. Damit diese Codes nicht in den Besitz des Gegners gerieten, hatte man das Papier (die Software) wasserlöslich gemacht.

Ganz in diesem Geiste hat unsere verflossene Regierung kurzerhand die Festplatten gelöscht, als man die Geschäfte an die neuen Repräsentanten hatte übergeben müssen. Und da braucht es all diese Peinlichkeiten, die Handschuhe, das Schließfach, die Angst vor der eigenen Sekretärin nicht, da lautet die Lösung ganz einfach: DELETE.

III

Nun, der Zustand der Verflüssigung ist längst Status Quo. Und die Frage: was mache ich bloß, wenn ich flüssig bin? - längst gesellschaftliche Realität, Alltagspraxis. So ist die Liquidierung des Altmenschen fait accompli. Man kann, wenn man denn will, diesen Verlust beklagen, aber ich habe versprochen, daß ich hier nicht der Moral, sondern der Notwendigkeit folgen möchte.

Tatsächlich hat diese Veränderung nicht bloß den psychischen Raum, sondern längst den symbolischen Raum erfaßt, der das konstituiert, was wir »Gesellschaft« nennen - und in diesem Sinne ist das free floating institutionell und, wenn dies nicht ein innerer Widerspruch wäre, zur Staatsraison geworden.

Im Jahr 1974, dem Jahr des Ölpreisschocks, ein Jahr, nachdem das Weltwährungssystem endgültig in den Zustand des free floating überging (und die letzten von Connally vereinbarten Arrangements endgültig der Vergangenheit angehörten), schrieb der neoliberale Ökonom Friedrich von Hayek einen kurzen Text, Die Entnationalisierung des Geldes betitelt. Dieser Text ist insofern interessant, als hier die doppelte Verwunderung eines alten Mannes (Hayek war zum damaligen Zeitpunkt bereits 75 Jahre alt) deutlich wird, die Verwunderung darüber, warum eine grundlegende Frage der Ökonomie (die Frage nach dem gesetzlichen Zahlungsmittel – oder ex negativo: die Frage, warum der Einzelne nicht das Recht hat, Geld zu drucken?) einen blinden Fleck seiner Disziplin darstellt.

Das ist wirklich ein Kuriosum. Gehen Sie in eine Bibliothek und schauen in den Büchern der Volkswirtschaftslehre nach, und da sehen sie, daß das Geld eigentlich vom Himmel fällt. Wie die Azteken schon sagten: Geld ist der Dreck der Götter.

Man mag dies für den Aberglauben einer dunklen Vorzeit halten, gleichwohl west dieser Aberglaube noch in der zeitgenössische Geldtheorie fort. Und so entwirft Milton Friedman das Bild einer Insel, über die Hubschrauber hinwegfliegen und säckeweise Geld abwerfen. Ein Markt entsteht, Preise werden ausgehandelt etc. Und der Nationalökonom, der als strenger Monetarist Geldmengetheorien entwirft, setzt, was er auflösen will, immer schon voraus. Geld, wie gesagt, fällt vom Himmel.

Nun, Hayek ist bereits ein alter Mann, als er diese Kinderfrage stellt. Warum steht allein dem Souverän das Recht zu, Geld zu emittieren? Wieso gibt es soetwas wie ein gesetzliches Zahlungsmittel? Ist dieses staatliche Prärogativ in diesem 20. Jahrhundert nicht auf die schrecklichste Art und Weise mißbraucht worden? Hat nicht der Staat – wieder und wieder - die Massen pauperisiert und um ihr Vermögen gebracht? Und Hayek denkt sich, daß man den Markt an die Stelle des bösen Vaters setzen müsse. Der Markt – das sind in seiner Vorstellung große Banken, die Geld emittieren und miteinander um die Güte ihrer Währung wetteifern. Freilich tut sich hier ein Dilemma auf. Denn ist diese Bastion einmal gebrochen, müßte es jedem Einzelnen freistehen, seine eigene Währung zu emittieren, seinen Burckhardt, seinen Krethi und Plethi, was immer. Aber nicht nur in diesem Fall schreckt Hayek davor zurück, die logische Konsequenz des Gedankens ins Auge zu schauen – auch in der Frage, wie eine solche Währung gedeckt werden könne, fällt er in dunkle Zeiten zurück. Ausgerechnet Gold, das barbarische Residuum der Ökonomie, soll für die Güte des Geldes eintreten.

Hier, im Arcanum des Neoliberalismus, begegnen wir einer Verlegenheit ersten Ranges. Zwar hier sämtlichen gesellschaftlichen Institutionen liquidiert, der Liquidator aber, das Geld, sondern diesen Prozeß ausgenommen sein. Dahinter

steht der hilflose Wunsch, daß das Geld eine natürliche Grenze habe möge. Aber Geld haftet nicht mehr am Gold, sondern an der Elektrizität, respektive an den Codes, die es weltweit durch die Telefon- und Satellitenleitungen fließen lassen. Diese materielle Flüchtigkeit steht in einem unaufhebbaren Gegensatz zur Begrenztheit und Territorialität der Nationalstaaten. In gewisser Hinsicht läßt sich hier eine Unterscheidung in Anschlag bringen, die Benjamin Franklin - nicht nur amerikanischer Präsident, sondern auch ein Forscher der Elektrizität - im frühen 18. Jahrhundert formuliert hat. Franklin unterschied die elektrisch flüssige von der gemeinen Materie. Im Gegensatz zu landgängerischen, trägen Masse, ist die elektrisch flüssige Materie ein transzendentaler Stoff, und da nimmt es nicht Wunder, daß diesem Stoff allerlei religiöse Gedankenfiguren zugeordnet worden sind. Jetzt, da der Kreis der Mönche die ganze Welt umfaßt, bedarf es der transzendentalen Verheißung nicht mehr. Geld ist zum Weltbürger Geld geworden. Also zum Politikum - und ein Kennzeichen dieses Politikums besteht darin, daß der Weltbürger Geld die tradierten, begrenzten Territorien und Körperschaften löchert. Hier tut sich ein neues Dilemma auf, ein Dilemma, das nicht mehr an der elektrischen Substanz des Geldes hängt, sondern an der Form, in der es durch die weltweiten Datenkanäle transportiert wird: am digitalen Code. Man muß sich nur an die mathematischen Fundamente der digitalen Logik halten, und da bekommt man es vor Augen geführt. Nehmen Sie Null mal Null mal Null - was bekommen Sie heraus: wieder die Null. Nehmen Sie ein mal eins mal eins - und Sie erhalten die Eins. Formalisieren Sie dies, so kommen Sie zu der Formel, die unsere Gesellschaft zutiefst affiziert: $x = x^n$. Oder konkret gesprochen: ein jeglicher Gegenstand, der digitalisiert worden ist, leidet unter einem Proliferationsverdacht. Oder einer Proliferationsverheißung, je nachdem. Das ist der Grund dafür, daß Sie im Internet den Segnungen einer Geschenkökonomie teilhaftig werden - das ist

der Grund für die phantastischen, man könnte auch sagen: ans Delir grenzenden Hoffnungen, welche die sogenannte neue Ökonomie ausgelöst hat.

Was im Bereich der Produktion eine phantastische Verheißung ist, wandelt sich dort, wo es auf die Problematik des Geldzeichens übertragen wird, zu einer nicht minder phantastischen Drohung. Denn Geld erlangt Geltung nur insofern, als es sich der beliebigen Vervielfältigung widersetzt. In diesem Sinne ist es weniger der Materialwert des Goldes, als vielmehr seine natürliche Begrenzung, die das Gold zum privilegierten Geldsubstrat gemacht hat. Diese natürliche Grenze ist fortgefallen; und wenn Sie versuchsweise einen epochalen, das heißt: grundfremden, ethnographischen Blick auf die verflossenen dreißig Jahre werfen, so können Sie notieren, daß die frei flottierende Kapitalströme ungeheuer zugenommen haben, oder abstrakter gesprochen: das Geld seine Funktion als Metrum der Knappheit nicht mehr zureichend erfüllt. An dieser Stelle kommt ein Gedanke ins Spiel, den ich George Franck verdanke. Franck hat im Jahr 1987 einen kurzen, 12 seitigen Text über die Ökonomie der Aufmerksamkeit verfaßt. Da stellt er die Frage nach der Knappheit - und beantwortet sie folgendermaßen: allein die Aufmerksamkeit, das heißt die Zeit und die psychische Energie des Konsumenten sind knapp, und um dieses knappe Gut konkurrieren die Produzenten. Faßt man Aufmerksamkeit als Währung auf, erscheint der wirtschaftliche Raum als Symptom des psychischen Raumes. Dieser Gedanke hat etwas verführerisches, vermag er doch ansonsten absurd erscheinende Phänomene der Mediengesellschaft zu erklären: etwa, daß Ihnen das Angebot unterbreitet wird, umsonst zu telefonieren, wenn Sie sich bereiterklären, so und so viele Werbeminuten über sich ergehen zu lassen. Was wird hier getauscht? Da wird der Zugang zum telematischen Netz mit Aufmerksamkeit bezahlt. Aber der vielleicht präziser Indikator für die Gültigkeit der Franckschen These ist der Fernsehschirm.

Wie Sie wissen, werden die nervösen Gesten des zappenden Zuschauers in einem fort aufgezeichnet; und so ist umgekehrt dasjenige, was wiederum auf den Schirm gebracht wird, nichts als der Versuch, der Gunst dieses zunehmend ungreifbaren unberechenbaren Wesens auf die Spur zu kommen. In Anbetracht dieser Wechselwirkung mutiert die alte Manipulationstheorie ziemlich bizarr an.

Nun erinnere ich mich (aber das ist ein kleiner Exkurs) noch an eine Zeit, da man in den öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten, in einem Akt der Volksfürsorge, zu wissen wähnte, wer dort am anderen Ende des Angebot entgegennehmen würde. Lieschen Müller war eine eindeutige Referenzgröße. Nun, wenn ich heute den Fernseher einschalte, so bin ich sicher, daß keine noch so verwegene Redakteurs-Phantasie sich hätte ausmalen können, was da so auf dem Fernsehschirm läuft. Mit dem Blick von ehemals müßte man schlußfolgern, daß Lieschen Müller keineswegs jenes vertraute Wesen ist, sondern eine polymorphe perverse Person. Diese moralische Betrachtungsweise jedoch unterschlägt die Tatsache, daß der mutmaßlichen Perversion eine Ratio innewohnt: die Quote. Die Quote ist das Metrum, an dem sich der Marktwert eines Menschen, auch eines Gutes bemißt. Dieser Akt Marktwertes münzt sich wiederum um in Geld. Wollten Sie versuchen, die Werbeverträge eines Aufmerksamkeitsmillionärs - sagen wir eines Tennisspielers - ins Verhältnis zu den Preisgeldern zu setzen, die in diesem Feld bezahlt werden, so werden sie Schwierigkeit haben, hier zu einer Art von Verhältnismäßigkeit zu kommen. Setzen Sie diese Summe allerdings in das Verhältnis zur Aufmerksamkeits-Währung, tritt die Ratio eines solchen Kontraktes hervor.

Nun will ich sie mit lebenspraktischen Beispielen, die sie doch an jeder Straßenecke aufsammeln können, weitgehend verschonen. Viel interessanter ist die Tatsache, daß diese Theorie die Umkehrung, die mit dem Free Floating

stattgefunden hat, deutlich macht: nicht mehr der Produzent (Emittent) steht im Zentrum, sondern der Rezipient.

Jedoch ist diese Gewichts- und Bedeutungsverlagerung nicht vom Geld verursacht worden, sondern hat in der Moderne eine sehr lange Geschichte. Tatsächlich wiederholt sich im Ökonomischen nur, was im Bereich der Kunst - seit Duchamps readymade - gängige Praxis ist. Nicht wahr, sie kennen all diese Formulierungen: der Leser schreibt den Text, der Beobachter greift ein etc. Was all diesen Formulierungen (und nicht nur den Formulierungen, sondern auch den korrespondierenden Praktiken) gemein ist, ist die Tatsache, daß sich das Zentrum vom dinglichen Objekt zur Perzeption hin verschiebt. Dort, wo diese Verschiebung gleichsam Massecharakter annimmt (und das meint jenen Bereich, den man landläufig Popkultur nennt), vermag Aufmerksamkeit als ökonomische Kategorie faßbar zu werden. Wenn Sie so wollen: die Aura des Kunstwerks geht an den Betrachter über, sein Phantasma ist es, daß sich auf den Schirmen und Projektionsflächen widerspiegelt.

Aus dieser Tatsache könnte man den verwegenen Schluß ziehen, daß man hier, in statu nascendi, der Geburt einer direkten, das heißt: einer nicht mehr repräsentativen Demokratie beiwohnen könne. Tatsächlich können Sie, gerade im Bereich der sogenannten Namen NGOs, das heißt: der Nichtregierungsorganisationen, sehen, daß diese Gedankenfigur eine besondere Verführungskraft besitzt, wird man doch nicht müde zu betonen, daß die Konsumentenmacht - Konsumenten aller Länder, vereinigt euch! - eine Umgestaltung der politischen Verhältnisse mit sich bringen könne. Dieses Argument drückt eine Verschiebung des Feldes aus. An die Stelle des zentralen perspektivischen Dreiecks, das über die Figur des Mittlers läuft, ist die direkte Intervention getreten. So besehen ist es kein Zufall, daß der Souverän, der panoptische Big Brother, seinen Schrecken verloren hat, daß er vielmehr als

Zlatko-Attraktor und Verstärker in Dienst genommen werden kann, das heißt, als phantasmatische Maschine, die noch jeden Deppen ins Zentrum zu rücken vermag. In diesem Idioten (den man, ins Griechische zurück übersetzt, auch den Privatmann nennen kann) erkennt die Masse sich selbst, erkennt sie vor allem, daß es kein Zentrum, sondern nur ein polyzentrales Gesellschaftsaggregat gibt: ein Gesellschaftsaggregat, in dem jeder Mitte sein kann. Jeder ist, wie Andy Warhol dies prophezeit hat, ein Star. Meinerseits würde ich, etwas altmodischer, vom Königskind sprechen - sind doch die medialen Bilder Verlängerungen eines Phantasmas, das, wenngleich nur mehr als Simulation, mit jener Kunstpostkarten-Währung zu tun hat, die mir mein Vater übereignet hat.

Schaut man indes hinter den Schirm, so muß man diagnostizieren, daß hier, nicht mehr und nicht weniger, das Betriebssystem des Kapitalismus, aber auch der Demokratie ausgetauscht wird. Dieser Umstand verdient wahrhaftig eine Revolution genannt zu werden. Erstaunlich daran ist lediglich, daß dieser Revolution kein Revolutionär, geschweige denn eine revolutionäre Theorie korrespondiert. Vielleicht deswegen kann die Illusion entstehen, daß dieser Revolution keine Opfer einfordert.

Nun, ich muß gestehen, daß ich in dieser Hinsicht sehr viel skeptischer bin, und zwar aus einem einzigen Grund. Ich frage mich: wie verhalte ich mich selbst, wenn ich eine Fernbedienung (oder eine Maus, je nachdem) in der Hand halte? Denn in diesem Zustand bewege ich mich, obzwar als öffentliche Person erfaßt und stochastisch gemittelt, nicht wirklich in der Öffentlichkeit. Das heißt: die Schamgrenzen und Tabus, die, mit der Anwesenheit eine andere Person aus Fleisch und Blut sich sogleich einstellen würden, sind im symbolischen, telematischen Raum gleichsam dispensiert. Anders gesagt - und um die Differenzierung aufzugreifen, die Benjamin Franklin eingeführt hat: wenn ich in

den Raum der elektrisch flüssigen Materie eintrete, betrete ich den Raum meines Phantasmas, meine Begierden. Das Begehren aber ist tendenziell amoralisch.

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, ob das, was Franck Aufmerksamkeit nennt, nicht eine vornehme, höchst euphemistische Umschreibung eines Sachverhaltes ist, den man sehr viel passender als Libido, oder drastischer noch: als Sex auffassen könnte. Und tatsächlich bekommt die Theorie von der Ökonomie der Aufmerksamkeit ihre wahre Schärfe erst dort, wo diese farblose Wahrnehmungstheorie auf die Objekte des Begehrens trifft und das Begehren als solches kenntlich wird. Das erklärt ein höchst merkwürdiges Genus, das sich im Angebot der Privaten regelmäßig findet, wie eine Art Dauerwitz. Wo früher Peter Scholl-Latour vietnamesische Frontberichterstattung betrieben hat, hat sich die Kampfzone in andere Gefilde verlagert: stehen wir heute, irgendwo in Eisenhüttenstadt oder Bocholt, an der Sexfront, am Entrée zu einem Swinger-, Sado-Maso- oder Fetisch-Club. Und da gibt es eine Reportage, die die Phantasie der Zuschauer so beschäftigen muß, daß sie wieder und wieder wiederholt werden muß. Es beginnt damit, daß Lieschen Müller und Otto Normalverbraucher - wie ich sie einmal probenhalber nennen möchte - irgendwo in einer Porno-Agentur vorstellig werden, zu einem Cast, wie man sagt. Da geht es darum, inwieweit Hans und Lieschen für diesen Job disponiert sind, mental und physisch. Nun möchte ich Ihnen den frivolen Witz dieser Reifeprüfung nicht weiter ausmalen, mir kommt es nur auf die Botschaft an, die da lautet: Sex ist harte Arbeit, ein wirklich hartes Geschäft, und wenn ich Geld damit verdienen möchte, so nur im Schweiß meines Angesichts (und anderer Körperflüssigkeiten). Bizarrerweise souffliert die Moral dieser Geschichte, die Apotheose des Profis, den kapitalistischen Puritanismus - nur daß es hier schwer fällt, von Puritanismus zu sprechen. Denn es ist die Sexualität selbst ist (oder genauer: die Kontrolle der Sexualität, des eigenen Körpers), die hier die Funktion einer Primärbatterie

einnimmt. Die Botschaft, abstrakt gesagt, lautet: Sex ist Arbeit, Arbeit Sex. In diesem Feld ist nicht verwunderlich, daß nicht mehr Gold, sondern Libido - das heißt knappe Aufmerksamkeit - die Funktion der Währung innehat.

Der Philosoph Pierre Klossowski, der über die Thematik der lebenden Münze ein kleines Büchlein verfaßt hat, hat hier den Gedanken, oder man könnte auch sagen: die Vision einer Welt entworfen, in der Männer in Frauen, und Frauen in Männern bezahlt werden. Da hat man, was ein Ökonom ein Deckungsproblem nennen würde, gleichsam ins körperliche zurück übersetzt, da sind es die Männer, die die Währung der Frauen, die Frauen, die die der Männer decken. Ich weiß nicht, ob dies wirklich die Zukunft sein wird, oder ob nicht auch das Geschlecht selbst eine merkwürdige Unbestimmtheit annehmen, wir uns also auch geschlechtlich verflüssigen werden. Vielleicht ist die Spannung zwischen dem organlosen, elektrischen Körper (den man auch den Körper meines Phantasmas nennen könnte) und meinem Leib viel entscheidender: ist das Begehren, der körperlosen Welt der Zeichen anzugehören (der Welt der Geräte, wie Platon sagt) viel größer, als einem anderen Wesen aus Fleisch und Blut anzugehören. Wenn ich hier von Phantasma spreche, so meine ich damit nicht die folgenlose Phantasie, nicht bloß ein Geistkonstrukt, sondern etwas, das sich in der Welt und in der Gesellschaft institutionalisieren wird. Das Virtuelle ist eben nichts bloß virtuell, sondern das vorausgelaufene Reale. In diesem Sinn ist die Ausrede, daß man es mit einem bloß virtuellen, simulierten Verhalten zu tun habe, nur ein Ausrede. Das, was ich als Reise in meine höchstpersönliche Perversion organisiere, mein symbolische Sextourismus gewissermaßen, wird, früher oder später auf den wirklichen Raum zurück wirken.

Im Grunde läuft all dies auf eine Aporie hinaus, die ich vor einiger Zeit auf einer Baseballkappe gelesen habe: PROTECT ME FROM WHAT I WANT. Mehr ist dazu nicht zu sagen.

Ich danke Ihnen für Ihre, was soll ich sagen: Aufmerksamkeit?